

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hahn, Anna Katharina
Das Kleid meiner Mutter

Roman

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42516-9

SV

Anna Katharina Hahn
Das Kleid meiner Mutter

Roman

Suhrkamp

*Für Carmen, mein kleines Spanien,
und für Jan.*

Erste Auflage 2016

© Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42516-9

Das Kleid meiner Mutter

Samstag

An einem Samstagmorgen im August machten meine Eltern einen Spaziergang durch den Jardín Botánico. Als sie nach Hause zurückkehrten, legten sie sich krank ins Bett. Meine Mutter bat mich, für Papa einen Lindenblütentee zu kochen. Sie selbst wollte nur ein Glas Wasser, außerdem sollte ich die Klappläden im Schlafzimmer einen Spalt weit öffnen, damit wenigstens ein Lufthauch hineinkam, selbst wenn er heiß und staubig war. Draußen herrschten knapp vierzig Grad. Viele Städter waren in die Berge geflohen, wo es etwas kühler war. Auch meine Eltern besaßen ein Ferienhaus in V. V., unsere Familienabkürzung für das Dorf Viejo Verde in der Sierra de Guadarrama, etwa eine Autostunde von Madrid. Der Peñalara überragt das Kaff mit seinem schneebedeckten Gipfel.

Eigentlich wollten wir alle an diesem Vormittag aufbrechen, um den Rest des Wochenendes in V. V. zu verbringen. Im Nachhinein erscheint es mir geschmacklos und grausam, aber ich war wirklich froh über ihre Unpässlichkeit, weil sie verhinderte, dass ich Madrid verlassen musste, um in dem winzigen, mit Büchern und Schallplatten vollgestopften Haus auf einer Klappcouch zu schlafen, ohne Fernseher, ohne WiFi, umtost von Knisterklängen aus dem Plattenspieler meines Vaters.

Er hörte in V. V. immer seine todtraurige deutsche Musik, am liebsten ›Die Winterreise‹. Die Platte hatte ihm eine gewisse Carmen geschenkt, sie habe Deutsch gekonnt »wie Goethe«

und sei später Übersetzerin geworden. Meiner Mutter schien das egal zu sein. Auch sie mochte das depressive Gesänge und summt oft mit, während draußen im Garten die Luft vom elektrischen Schaben der Zikaden vibrierte.

Meine Eltern liebten alles an V. V.: die mageren Bäume, sinnlos in alle vier Ecken des Grundstücks gepflanzt, die Grasfläche in der Mitte, die auf diese Weise keinen Schatten bekam und im Laufe der Jahre so rissig und trocken geworden war wie ein Stück Land in der Sahelzone. In den Stühlen auf der Terrasse hatten sie mit ihren Freunden gegessen, über Politik gejammert, sich betrunken und peinliche Schlager gesungen: ›Rocío, ay mi Rocío‹ oder ›Piel canela‹. Im Ginstergebüsch an der Westseite des Hauses war das Versteck, in dem mein Bruder und ich tote Vögel begruben, Schlammklößchen formten, Magdalenas aßen und uns unterhielten, bis es Zeit war, wieder zurück in die Stadt zu fahren. Der Durchschlupf ins Innere des Gestrüpps war so schmal, dass kein Erwachsener dort eindringen konnte, um uns herauszuholen. Wir nutzten das aus, um uns vor Gartenarbeit und einmal sogar vor der Heimfahrt zu drücken. Meine Mutter konnte nicht auf den Ginster blicken, ohne mit dieser Geschichte anzufangen.

Das Häuschen in V. V. war, um meinen Vater zu zitieren, »ein Begeisterungskauf aus eurer Kleinkinderzeit, als Spanien das Land in Europa war, in dem man am schnellsten zu Geld kommen und es ebenso schnell wieder ausgeben konnte«. Mein Bruder und ich sollten »wenigstens an den Wochenenden und in den Ferien in frischer Luft und ohne den Gestank dieser verrückten Stadt aufwachsen, unter dem majestätischen Angesicht der Berge, frei wie die Greifvögel«.

Genauigkeit ist nicht gerade meine Stärke. Das meinten schon die Lehrer in der Schule und später an der Uni. Aber während ich die Sätze hier schreibe, denke ich, dass ich beson-

ders meinem Papa, einem extrem peniblen Menschen, schuldig bin, diese Geschichte nicht schlampig zu erzählen. Es ist gut, seine Gedanken zu ordnen. Das tue ich für mich selbst, denn im Augenblick bin ich nicht nur der einsamste Mensch in Madrid, sondern auch der verwirrteste.

Vielleicht schreibe ich dies alles aber auch für meinen Bruder Ángel auf, der bald nach Spanien zurückkommen wird. Auch für meine Freunde schreibe ich, meine Clique, La Plaga, damit sie sich an mich erinnern, an Ana María Martínez Madrugada, genannt Anita. An uns alle, wie wir gelebt haben. Keine Ahnung, ob ich es gut mache, aber versuchen will ich es.

Jedenfalls gehört hier hinein, dass meine Eltern spät geheiratet haben, aus dem einfachen Grund, dass sie sich erst begegnet sind, als mein Vater schon nicht mehr der Jüngste war, meine Mutter hingegen ›forever 35‹. Keiner von ihnen hatte Geld. Mein Vater, weil er ein Herumtreiber war und die Honorare für seine Artikel sofort für Seidenschlipse ausgab; er wohnte zur Untermiete bei einem alten Marqués an der Plaza de Cibeles. Meine Mutter hatte es viel schlechter getroffen. Sie war eine Vollwaise – wie im Märchen. Ihre beiden unverheirateten Tanten zogen sie auf. Sie erlaubten ihr nie, auch nur einen Schritt allein vor die Tür zu setzen. Erst als beide so tattrig waren, dass sie nicht mehr kontrollieren konnten, was meine Mutter trieb, machte sie sich auf Arbeitssuche. »Ich fürchtete mich tatsächlich vor dem Verhungern, denn ich hatte nichts gelernt, außer Kochen, Putzen, Beten und alten Weibern den Hintern abzuwischen. Aber ich wusste, ohne die Rente der Tanten würde ich ganz schnell auf der Straße landen, wenn sie mal zur Hölle fahren, und das konnte jeden Tag passieren.«

Sie fand mit mehr Glück als Verstand eine Stelle als Garderobiere am Teatro Español, und das auch nur, weil sie schön

war, schön wie Claríns ›Präsidentin‹. Und auch, weil die Tanten drei Freikarten für ›Das Leben ein Traum‹ geschenkt bekamen. Als meine Mutter die Mäntel abgab, kam sie mit einer gutmütigen Person hinter dem Garderobentresen ins Gespräch. Ein Wort gab das andere. Zwei Tage später stellte sie sich vor und bekam den Job. Das waren noch Zeiten! Die Tanten lagen abends ohnehin im Cognac-Koma vor dem Fernseher und merkten nicht, wie sich ihr Mündel davonschlich. Wenig später besuchte Papa das Theater, ließ sich von Mama den Trenchcoat abnehmen, kam am nächsten Tag wieder, machte ihr den Hof, wie es sich gehörte, mit Blumen, Konfekt und einem offiziellen Antrag. Die Tanten konnten das Glück meiner Eltern noch absegnen, bevor sie auf dem Rückweg von der Messe in ein Taxi hineinliefen, das die Gran Vía entlangschoss. Beide Damen hatten, weil sie sich aufeinander stützten, in der Morgendämmerung wie eine einzige Person gewirkt. Das behauptete zumindest der verstörte Taxifahrer. Bei der Testamentseröffnung kam heraus, dass die katholische Kirche als Haupterbin eingesetzt worden war. Meine Mutter erhielt außer dem mageren Pflichtteil nur eine Schatulle mit wertlosem Schmuck und ein Bild vom blutenden Herzen Jesu.

Ich kochte den Tee, brachte das Glas Wasser, öffnete den Fensterladen und fragte meine Eltern, ob sie noch etwas brauchten. Aber sie waren bereits eingeschlafen, jeder auf seiner Seite des Bettes. Ich konnte ihre Gesichter nicht sehen, denn sie hatten die Laken darübergezogen, als ertrügen sie selbst das graue Dämmerlicht nicht. Die beiden waren nur am Geruch zu unterscheiden – am Jasminparfüm meiner Mutter und dem Zimtduft jenes altmodischen Aftershaves, das mein Vater benutzte. Ihre Atemzüge drangen unter dem Leintuch hervor, ein erstaunlich lautes Geräusch, das mir nicht gefiel.

Um es nicht mehr hören zu müssen, ging ich in mein Zimmer, stellte mich ans Fenster und rauchte. Ich starrte auf die weißen Lichtritzen im Holz des Klappladens und überlegte, was ich mit dem geschenkten Wochenende anfangen sollte. Dann fischte ich das Smartphone aus den Shorts und schrieb an La Plaga:

V.V. fällt aus, bin zu Hause, was habt ihr vor?

Die Antworten ploppten nur so herein, und sie waren derart enttäuschend, dass ich am liebsten geheult hätte.

La Plaga, das sind Laura, die beiden Marías, María Carmen und María Pilar, die wir aber die kleine und die große María nennen. Die Jungs heißen David, Jorge und Juan Carlos. Meine Freunde waren schon vor einer Stunde ohne mich nach Los Molinos, ein anderes Bergdorf, aufgebrochen. Dort gab es ein Ferienhaus zu streichen und einen Pool zu putzen – jede Menge Arbeit mitten im Sommer, dafür aber einen vollen Kühlschrank, Alkohol und ein paar Euro bar auf die Hand. Das Sommerhaus gehörte einem fetten Typen namens Javier, dem Cousin eines Exfreundes der großen María. Er arbeitet bei einer städtischen Behörde, genau wie sein Vater und sein Onkel, und wollte alles piekfein haben, um da draußen seinen Geburtstag zu feiern. Weil alle davon ausgingen, dass ich auf dem Weg nach V.V. bin, waren sie ohne mich losgefahren. Lauras letzter Satz leuchtete mir auf dem Display entgegen: »Ich liebe diese Kurven! Noch zehn Minuten!« Ich wusste, dass sie schon viel zu weit weg waren, um noch umzukehren und mich zu holen. Jetzt heulte ich wirklich und tippte mit feuchten Fingern eine Nachricht an alle: »Bin doch hiergeblieben«. Ohne weiteren Kommentar, auf Erklärungen hatte ich keine Lust.

Ein ganzes Wochenende ohne La Plaga! Sie sind meine besten Freunde, mein Heimathafen. Den Namen hatte uns ein alter Kellner in einem Café neben unserer Schule gegeben. Jedes Mal, wenn wir das Lokal betraten, hatte er ihn geseufzt, weil wir ihn mit unserem Lärm, herumfliegenden Zuckertütchen und albernen Bestellungen zur Weißglut brachten. Das gefiel uns, und das Schimpfwort verwandelte sich in einen Ehrentitel. Immerhin waren wir noch nach der Schulzeit eine Clique geblieben, obwohl wir ganz unterschiedliche Pläne hatten.

Die kleine María studierte Psychologie, die große Volkswirtschaft. Laura, die einen Sommer lang mit meinem Bruder Ángel zusammen war, hat wie er einen Doktor; sie in spanischer, er in deutscher Literatur. Juan Carlos, mein ehemaliger Lover, ist Grafikdesigner. Die beiden anderen Jungs, David und Jorge, flüchteten schon im ersten Semester aus dem Jura-Hörsaal, um schnelles Geld auf dem Bau zu machen. Sie leisteten sich gemeinsam einen Alfa Romeo. Wie oft sind wir damit unterwegs gewesen, bis sie ihn an einen Zuhälter aus Toledo verkaufen mussten.

Jetzt führen wir alle exakt das gleiche Leben. Früher hätte das niemand für möglich gehalten. Ein Leben, das jeden Morgen mit der Frage beginnt, ob sich das Aufstehen lohnt. Keiner von uns bekommt die Arbeit, für die er ausgebildet wurde oder hat überhaupt einen Job, geschweige denn eine eigene Wohnung. Wir leben bei unseren Eltern, in unseren alten Kinderzimmern. Wenn wir einmal ein bisschen Geld verdienen, dann mit Gelegenheitsjobs und nie länger als ein paar Wochen. Laura haben ihre Bücher genauso wenig genützt wie Ángel, der jetzt in Deutschland lebt. Sie arbeitet in einer Tapas-Bar, die einem Bekannten ihres Vaters gehört. Das Einzige, was sie jetzt zu lesen bekommt, ist die Speisekarte.

Juan Carlos, der eine Menge von Kunst und Bildern versteht, hat sich neulich im Prado beworben. Als Saalwächter. Grundgehalt 900 Euro. Er bekam nie eine Antwort, aber ein paar Wochen später hieß es überall in den Nachrichten, dass 18 000 Bewerbungen eingegangen seien. Jetzt hilft er in einer Absteige als Nachtportier aus.

Laura hat mir erzählt, dass sie neulich auf dem Weg zur Plaza Mayor von einem Mann angesprochen worden sei. Kein Tourist, er sprach reines Kastilisch und war auch nicht betrunken. Ein spießiger Anzugträger, älter als ihr Vater. »Er hat mich gefragt, ob ich mit ihm in ein Hotel gehen würde, ganz in der Nähe, sehr sauber, er sei schon ein paar Mal dort gewesen.« Laura dachte erst, er wolle sich einen Scherz erlauben, und lachte ihn aus. Aber es war ihm völlig ernst mit seinem Angebot. Er nannte sogar eine Summe. Sie wollte nicht sagen, wie viel. Es muss beleidigend wenig gewesen sein.

Als sie ihn dann anbrüllte, wie er auf die Idee komme, sie anzuquatschen, sei er ausgerastet und habe ihr hinterhergeschrien: Welche Möglichkeiten sie denn sonst habe, dass sie es sich leisten könne, seine Großzügigkeit auszuschlagen? Es wisse doch inzwischen jeder, solche jungen Schlampen wie sie könnten ihre Brötchen nicht anders verdienen als horizontal, weil niemand in diesem Land sie brauche. Er bezahle, und er käme jeden Tag um diese Uhrzeit vorbei. Sie würde ihn noch auf Knien um diesen Job bitten. Laura hat ihn einfach stehengelassen, aber seine Worte haben sie härter getroffen als eine Ohrfeige. Obwohl er ein Arsch war, es stimmte: Die Alten brauchen uns nicht, aber wir brauchen sie.

Meine Eltern und all die Großeltern und Onkel der Freunde, bei denen ich zum Essen mit am Tisch gesessen habe und die mir sogar manchmal etwas Geld zustecken für einen lustigen Abend – sie seufzen doch und verziehen das Gesicht,

weil wir nicht zufrieden sind mit dem, was sie uns bieten können, weil wir nicht dankbar genug sind, weil wir laut sind, verzweifelt und nicht so richtig wissen, was wir tun sollen, um aus der ganzen Scheiße rauszukommen. Wer wirklich Arbeit finden will, der bekommt auch eine: Das ist ein Mythos, an den sie noch glauben. Niemals sagt jemand ein böses Wort. Es sind nur die Blicke, die sie sich zuwerfen, das Kopfschütteln, wenn sie uns anschauen und uns das Gefühl geben, wir wären besser gar nicht da.

Ich fummelte ein Papiertaschentuch heraus und putzte mir die Nase. Eigentlich sollte ich mir nicht die Laune verderben lassen. Immerhin war Wochenende. Ich beschloss, einen Spaziergang zu machen, und zog die Wohnungstür leise hinter mir zu.

Eigentlich bin ich Lehrerin. Für die ganz Kleinen, drei bis sechs Jahre. Weil es mir gefällt, ihnen etwas beizubringen und gleichzeitig Schutz und Geborgenheit zu geben. Ich mag ihre Verrücktheit, dieses Ungesteuerte, Verspielte. Wahrscheinlich, weil ich selbst ziemlich verspielt bin. Anita Nanita nennt mich mein Bruder, nach dem alten Kinderlied: A la nanita nana. Ich kann stundenlang auf dem Fußboden sitzen, Puppen an- und ausziehen oder Lego bauen. Dabei verliere ich nie die Geduld.

In meinem Beruf habe ich noch nie gearbeitet, denn es gibt keine Stellen. Manchmal engagieren mich junge Familien aus der Nachbarschaft als Babysitterin, aber sie können mich nicht richtig bezahlen, weil sie auch arbeitslos sind. Sie revanchieren sich dann mit Naturalien – ich bekomme Zigaretten oder ein abgelegtes T-Shirt. Das ist besser als nichts, und weil fast alle, die ich kenne, so leben, ist es nichts Ungewöhnliches.

Am schlimmsten ist das schlechte Gewissen meinen Eltern gegenüber. Ich bin oft wütend auf sie, weil sie mich eben ner-

ven, so wie alle Eltern nerven, wenn man sein eigenes Leben führen möchte. Aber ich darf nicht wütend sein, weil sie mich durchfüttern und dabei selbst auf vieles verzichten müssen. Ende des Monats steht Papa mit Hut und Sonnenbrille bei der Lebensmittelausgabe der *Cáritas*. Ich weiß das von Juan Carlos, weil seine Mutter dort auch hingehet und ihm von Papa erzählt hat. Ein bisschen Niedertracht war auch dabei, denn sie war nie begeistert von mir und meiner Familie, als Juan Carlos und ich noch ein Paar waren. Die Sache dauerte nicht lange, aber sie fand, der Sohn einer Reinigungskraft im Hospital Universitario de Madrid solle sich »vom Großbürgertum fernhalten«.

Dass der Großbürger Oscar Martínez Gómez vor ihr in der Schlange stand, um seine gespendeten Dosentomaten, Reis und Makkaroni abzuholen, weil auch er knapp bei Kasse war, hatte ihren Tag gerettet. So wie damals Papas Tag gerettet war, weil man ihn als Großbürger bezeichnete. Juan Carlos mag meine Eltern. Mama fand er scharf und war auch noch so frech, ihr das in meiner Gegenwart ins Gesicht zu sagen. Mit Papa konnte er stundenlang reden. Wenn es sich ergab, hockte er heute noch manchmal bei uns in der Küche, und die beiden quatschten miteinander.

Jedenfalls sähe ich alt aus ohne meine Eltern; ich habe nicht einmal genügend Geld, um meine Handy-Flatrate zu bezahlen. Die einzige Person in meinem näheren Bekanntenkreis, die wirklich unabhängig lebt, ist Marisol, die Freundin meines Bruders Ángel. Marisol wollte Ángel heiraten, mit ihm zusammenziehen. In ihrer Wohnung. Die sie sich leisten kann, weil sie als Angestellte bei einer Airline ein ganz ordentliches Gehalt bekommt. Ángel war dagegen, und als sie nicht lockerließ, ist er nach Deutschland gegangen, auch unseretwegen, um Geld zu verdienen, aber im Grunde ist er vor Marisol ge-

flohen. Ich wünsche mir manchmal, ich wäre genauso mutig. Aber ich spreche diese gurgelnde Sprache nicht und bin außerdem feige. Anita Nanita eben. Seit er weggegangen ist, sind wir nur noch zu dritt.

Mein Vater war Literaturredakteur bei einer großen Tageszeitung, und obwohl er ganz ordentlich verdiente, bezeichnet er seine Rente als Lachnummer; das ist sie auch, weil er davon nicht nur drei Leute ernähren, sondern auch die Kredite für V. V. und unsere Wohnung in der Calle de San Pedro abstottern muss. Das geht seit einiger Zeit nicht mehr so einfach, weil die Bank unsere monatlichen Raten seit der Krise erhöht hat. Tatsächlich sitzen wir nur deshalb nicht auf der Straße wie viele andere, weil mein Bruder uns regelmäßig Geld schickt. Er ist nach Berlin ›ausgewandert‹, arbeitet dort an der Uni, gibt Seminare über eine längst verstorbene deutsche Schriftstellerin. Er hat ihre Gedichte ins Spanische übersetzt und kann stundenlang von ihr erzählen. Das werde ich jetzt nicht tun. Ihr Name ist mir ohnehin entfallen. Ich weiß nur noch die Eselsbrücke, die Ángel mir gebaut hat: Wie eine Stadt im Elsass. Was weiß ich vom Elsass! Die Schlauköpfe bei uns in der Familie sind die anderen drei. Ich bin Anita Nanita, die Kleine. Aber dass Ángel an der deutschen Uni kein Gehalt bekommt, sondern nur ›Lehrerfahrung‹, dass er seine Kohle als Arbeiter auf dem Bau verdient, wissen meine Eltern nicht. Das ist unser Geschwistergeheimnis, eine andere Geschichte, die ich mir für später aufhebe.

Meine Mutter stockt seit einiger Zeit unser Haushaltsgeld auf. Wie sie das macht, weiß ich nicht. Vielleicht gab es unter dem Schmuck der Tanten doch etwas Wertvolles, das sie zum ›Compro Oro‹ oder zur Pfandleihe tragen konnte. Sie tut wahn-sinnig geheimnisvoll, es scheint ihr sogar Spaß zu machen. Mein Vater und ich fragen nicht nach, freuen uns aber über

die Scheine, die sie ab und zu in die verbeulte Keksdose steckt. Ihr vertrauen wir alle unseren Anteil an wie einem Opferstock. Alles wird gerecht geteilt.

Wir sind von einer Familie zu einer WG geworden. Es gibt natürlich Regeln, die sich nicht geändert haben. Meine Mutter fragt immer, ob ich mir die Zähne geputzt habe, und gibt mir einen Gutenachtkuss. Mein Vater hilft nie im Haushalt, liegt nach dem Essen auf dem Sofa, mäkelt an meiner Kleidung herum, schimpft über mein Smartphone. Ich rufe meine Eltern an, wenn ich weiß, wo ich den Abend verbringe, damit sie sich keine Sorgen machen, und freue mich, wenn es beim Heimkommen nach Mandelgebäck riecht, und jedes Mal ärgere ich mich wieder, wenn meine Mutter sagt, sie habe keine Lust, jeden Sonntag eine Paella zu machen oder Madri der Eintopf mit Kichererbsen, nur weil Anita das so gewohnt sei. Gemeinsam versuchen alle beide immer noch, mich zum Lesen zu verführen. Meine Dauerarbeitslosigkeit scheint in den Augen meiner Eltern nicht so schlimm wie die Tatsache, dass ich nicht gerne lese. Höchstens mal eine Zeitschrift. Bücher machen mich irgendwie fertig.

Trotzdem bin ich nicht vollständig ungebildet. Das liegt daran, dass mein Vater Ángel und mir als Kindern pausenlos vorgelesen hat: während der Siesta, abends vor dem Zubettgehen, wenn wir krank waren oder einfach zwischendurch. Nicht nur läppische Babygeschichten, sondern richtige Literatur, die Klassiker: den Lazarillo de Tormes oder Don Quijote, die Theaterstücke des Siglo de Oro, dazu Gedichte von Quevedo bis García Lorca.

Richtig gerne mochte ich Bécquers unheimliche Legenden, auch Grimms Märchen, Mamas Ressort. Selbst beim Kochen hatte sie ein Buch vor der Nase. Aber während Ángel alles wie ein Schwamm aufsog, hatte ich bald eine Technik entwickelt,

mich geistig wegzubeamen und an Interessanteres zu denken. Ich spielte lieber mit meinen Freundinnen Gummitwist, als im Zimmer zu hocken und den ganzen Tag zu lesen. Und meine Eltern übertreiben es wirklich.

Im Wohnzimmer stehen Bilder ihrer Lieblingsschriftsteller in silbernen Rähmchen, so wie bei anderen Leuten die Familienfotos: das grobe bauernschlaue Gesicht der Emilia Pardo Bazán, neben ihr der schöne junge Bécquer, außerdem Benito Pérez Galdós, Emilias Liebhaber mit Schnauzbart und traurigem Blick, dahinter ganz cool mit Zigarette Carmen Laforet. Über allen thront Leopoldo Alas, genannt Clarín, ihr Abgott. Lauter Tote. Der Einzige, der noch lebt und wohl sogar in Spanien, ist ein Deutscher, ein großer hagerer Typ mit blondem Haar, bei dessen Anblick ich jedes Mal eine Gänsehaut bekomme. Ich habe das Gefühl, ihn schon einmal gesehen zu haben. Papa behauptet, er sei einer der größten Schriftsteller, die er je gelesen habe, und einer der geheimnisvollsten dazu, weil er sich vor aller Welt versteckte und es nur dieses Foto von ihm gäbe.

Ich bummelte langsam die Calle de San Pedro hinunter, versteckt hinter der Sonnenbrille, den Rucksack über der Schulter, als hätte ich ein bestimmtes Ziel. Ein hohles Gefühl machte sich in mir breit: Ärger über meine Eltern, die durch ihre blöde Unternehmung dafür gesorgt hatten, dass meine Clique ohne mich unterwegs war und dass ich wegen dieser blöden Übelkeit jetzt nicht einmal die vertraute Langeweile von V. V. um mich hatte, sondern meiner Stadt ausgesetzt war. Madrid wirkte nicht so quirlig wie zu anderen Jahreszeiten, aber immer noch wuselten genügend Leute herum, die einkauften, Geld ausgaben, einen Plan hatten. Zumindest die älteren. Bei den jungen wusste ich ja Bescheid. Ich zähle sie oft durch, wenn ich an ihnen vorbeigehe, an den Mädchen in ihren bun-

ten Sommerfummeln, den Jungs mit ihren Basecaps: Du hast, du nicht, du hast, du nicht. Oder: winner, loser, winner, loser. Geldverdiener, Hungerleider, Geldverdiener, Hungerleider. Jeder zweite von uns ist arbeitslos. Sie nennen uns ›Generación Cero«. Die einzigen, die sich um uns kümmern, sind unsere Familien.

Als ich auf der Calle de Atocha angekommen war, wusste ich, wohin ich wollte: zu der kleinen Zoohandlung, um die Welpen im Schaufenster anzusehen. Sie waren erst seit ein paar Tagen dort ausgestellt. Seitdem bin ich ein paar Mal hingegangen, um zu beobachten, wie sie sich auf dem dick mit Sägemehl bestreuten Boden herumwälzten, miteinander balgten und sich spielerisch bissen. Ihr Fell schimmerte in Schoko- und Karamelltönen, sie hatten unförmige Pratzten mit rosigen Ballen, weiche schlaffe Ohren und feuchte leberfarbige Nasen. Die Augen waren teilweise noch stark verklebt, ein Zeichen dafür, dass man sie viel zu früh von der Mutter weggenommen hatte. Nach einer gewissen Zeit fielen sie in erschöpften Tiefschlaf, niemals ohne sich vorher unter Schnüffeln und Jaulen in sinnlosen Kreisen durch ihr Gefängnis zu bewegen, auf der Suche nach der für immer abwesenden Hündin und ihrem zitzensäumten Leib, dessen Herzschlag und Geruch das Einzige war, das ihnen vertraut war. Diesen Moment ertrug ich nie lange. Hastig wandte ich mich ab und streifte noch eine Weile die stark befahrene Straße entlang, um wieder zur Ruhe zu kommen.

An der Metrostation Antón Martín holte ich mein Handy heraus, das schon vor dem Schaufenster immer wieder in meiner Tasche vibriert hatte. Auf einmal fühlte ich mich einsam, mitten im Gewühl. Massenweise Nachrichten von La Plaga.

Unverdrossen schrieben sie über das Haus des fetten Javier:

Total irre, der Typ muss krank sein, das Haus braucht keinen Anstrich, sieht aus wie neu! Gasgrill und Pool!

Das machte mich noch ärgerlicher, ich schickte ein vergrämtes Emoji zurück. Sie konnten sich doch denken, dass ich nichts von ihren Party-Vorbereitungen hören wollte. Nicht einmal die kleine María, sonst die Kümmerer-Mutti, hatte mehr als ein schnödes »Arme Anita, ich denk an dich!« für mich übrig.

Ohne es zu merken, war ich bis zum Ciné Doré geschlendert. Gegenüber gab es ein Café, unter dessen Markise ich mich kurz in den Schatten stellte, um in Ruhe weiterzulesen. Inzwischen war es brütend heiß geworden. Kellner trugen beschlagene Gläser herum, in denen Eiswürfel klirrten. Ich wischte mir den Schweiß aus dem Ausschnitt, schob die Brille ins Haar. Mein Kopf schmerzte, das Handy zuckte in meiner Hand. Mit jeder Meldung gab es ein Geräusch wie bei einer platzenden Blase.

Laura: Wir sind sooo fleißig, die erste Wand ist fertig!

Juan Carlos: Die Farbe stinkt, und der Anstrich sieht insgesamt schwul aus.

David: Der ganze Kühlschrank ist voller San Miguel, wir trinken auf dich!

Dieses sinnlose Blabla nervte mich derartig, dass ich gar nicht mehr antwortete. Ich schaltete mein Handy ganz aus und ging weiter Richtung Bahnhof. Passanten wichen mir aus, weil ich wohl ziemlich grimmig schaute. Prompt rempelte ich einen britischen Touristen an, der begeistert in die Gegend glotzte.